

Predigt am 25. September 2022 in der Kirche Grabs am ökumenischen Erntedankgottesdienst von Seelsorger Raymund Disler und Pfr. Martin Frey

2. Mose 16, 1-18 (Übersetzung Neues Leben – Die Bibel)

Danach brachen sie von Elim auf. Einen Monat, nachdem sie Ägypten verlassen hatten, erreichten sie die Wüste Sin, die zwischen Elim und dem Berg Sinai liegt. Auch hier machten die Israeliten Mose und Aaron wieder heftige Vorwürfe. »Hätte uns der HERR doch nur in Ägypten getötet«, klagten sie. »Dort hatten wir immerhin Fleisch und genügend Brot zu essen. Stattdessen habt ihr uns in diese Wüste geführt, damit wir hier alle verhungern.« Da sprach der HERR zu Mose: »Ich werde für euch Brot vom Himmel regnen lassen. Die Israeliten sollen jeden Tag vors Lager gehen und so viel davon auflesen, wie sie für den jeweiligen Tag brauchen. Auf diese Weise will ich prüfen, ob sie meine Anweisungen befolgen oder nicht. Am sechsten Tag sollen sie das, was sie eingesammelt haben, zubereiten. Und es wird doppelt so viel sein wie an den anderen Tagen.« Mose und Aaron sagten zu den Israeliten: »Heute Abend werdet ihr merken, dass der HERR es war, der euch aus Ägypten geführt hat. Morgen früh werdet ihr die Herrlichkeit des HERRN sehen. Er hat eure Klagen gehört, die sich gegen ihn gerichtet haben. Denn wer sind wir schon, dass ihr uns Vorwürfe macht?« Und Mose fuhr fort: »Der HERR wird euch am Abend Fleisch zu essen geben und am Morgen Brot, bis ihr satt seid, denn er hat euer Jammern gehört. Wer sind wir schon? Ja, eure Klagen richten sich gegen den HERRN, nicht gegen uns.« Dann sagte Mose zu Aaron: »Fordere die ganze Gemeinschaft der Israeliten auf: ›Kommt vor den HERRN, denn er hat eure Klagen gehört.« Und während Aaron dies den Israeliten mitteilte, blickten sie zur Wüste hinüber. Da erschien ihnen die Herrlichkeit des HERRN in der Wolke. Und der HERR sprach zu Mose: »Ich habe die Klagen der Israeliten gehört. Teile ihnen Folgendes mit: ›Gegen Abend werdet ihr Fleisch zu essen bekommen; morgen früh werdet ihr Brot erhalten und davon satt werden. Dann werdet ihr erkennen, dass ich der HERR, euer Gott, bin.« An diesem Abend flog eine große Anzahl Wachteln herbei. Sie ließen sich im ganzen Lager nieder. Am nächsten Morgen lag Tau rings um das Lager. Als der Tau später am Morgen verschwunden war, bedeckten feine Körner – wie Reif – den Boden. Die Israeliten sahen es und fragten einander: »Was ist das?« Denn sie wussten nicht, was es war. Mose antwortete: »Das ist das Brot, das der HERR euch zum Essen gegeben hat. Der HERR gibt euch folgende Anweisung: ›Sammelt euch davon so viel, wie ihr benötigt. Pro Person, die in eurem Zelt lebt, sollt ihr einen Krug davon sammeln.« Und so machten es die Israeliten dann auch: Sie sammelten von der Speise ein – die einen viel, die anderen wenig. Als sie es jedoch abmaßen, hatten diejenigen, die viel gesammelt hatten, nicht zu viel und denjenigen, die nur wenig gesammelt hatten, fehlte nichts.[6] Jeder hatte genau so viel gesammelt, wie er brauchte.

1. Teil: Raymund Disler

Ich werde Sie jetzt gleich etwas schockieren. Stellen Sie sich vor, Sie würden oder müssten so leben wie in der dritten Welt. Es wäre ein Alptraum für jede Schweizer, Deutsche oder Österreichische Familie sie in eine Familie zu verwandeln, wie sie in der entwicklungsfähigen Welt gang und gäbe sind:

Wir dringen in das Haus unserer Familie ein und schaffen zuerst die Möbel weg. Alles: Betten, Stühle, Tische, Fernsehapparat, Lampen. Wir lassen der Familie ein paar alte Decken, einen Küchentisch, einen Holzstuhl. Den Möbeln folgt die Kleidung. Jeder darf von der Garderobe jeweils den ältesten Anzug, ein Kleid, ein Hemd oder eine Bluse behalten. Dem Familienvater bleiben ein Paar Schuhe, aber nicht der Frau, nicht den Kindern. Wir gehen in die Küche: Die Speisekammer wird geleert bis auf ein Paket Mehl, etwas Zucker und Salz und Streichhölzer. Ein paar faule Kartoffeln, schon im Abfalleimer, müssen wieder hervorgeholt werden, denn sie werden der Hauptteil des Abendessens sein müssen; zurück bleiben eine Hand voll Zwiebeln und eine Schüssel trockener Bohnen; alles Übrige verschwindet: das Fleisch, das frische Gemüse, die Konserven, Kekse, Süßigkeiten.

Jetzt weiter zum übrigen Haus: Das Badezimmer wird zugemauert, das fließende Wasser abgestellt, die elektrischen Anlagen herausgerissen. Ja, wir nehmen das ganze Haus fort. Die Familie kann in den Werkzeugschuppen ziehen. Er ist eng, aber sie hat es immer noch besser als viele Familien in der Welt. Doch wir haben mit der Angleichung gerade erst begonnen: Alle anderen Häuser in der Nachbarschaft werden genauso entfernt. Unser Vorort wird zur Barackensiedlung. Aber wir haben wenigstens ein Dach über dem Kopf. Und durch unsere Wohnung läuft kein Wasser, wenn es stark regnet. Es verschwindet noch mehr: Es gibt keine Zeitungen, keine Illustrierten, keine Bücher, stattdessen erlauben wir für die ganze Siedlung: ein Radio! In Indien ist der Durchschnitt: ein Radio auf etwa 300 Menschen. Als Nächstes müssen die „öffentlichen Dienste“ aufgehoben werden: kein Briefträger mehr, keine Feuerwehr. Es gibt eine Schule, aber die ist fünf Kilometer weit weg und hat nur zwei Klassenräume. Weil die Hälfte der Kinder nicht zur Schule geht, bekommt man sogar einen Platz in diesen Zimmern. Natürlich ist kein Krankenhaus oder Arzt in der Nähe. Die nächste Klinik ist 15 Kilometer entfernt und dort ist nur eine Hebamme. Die Klinik könnte mit dem Fahrrad erreicht werden, aber es ist unwahrscheinlich, dass eines vorhanden ist. Man kann auch mit dem Bus fahren - aber nicht immer im Bus, meist ist nur noch Platz auf dem Dach.

Wir überlassen der ganzen Familie als Rücklage 10 Franken. Ob der Vater Arbeit findet, ist ungewiss. Vielleicht werden die Kinder irgendwo angestellt. Denen braucht man nicht so viel Arbeitslohn zu geben. Wenn sie einen Tag gut gearbeitet haben, vielleicht 30 Rappen. Und wenn sie keine Arbeit finden? Nun, sie können den Abfall auf den Straßen durchsuchen und wie persische Kinder in Hungerzeiten unverdaute Haferkörner aus dem Pferdemit suchen. Wir haben noch vieles ausgelassen: die Krankheiten, die Fliegen, die Abwässer. Und das Gefühl der Hoffnungslosigkeit, es wird nie besser. Ja, so geht es ganz vielen Orten und vielen Familien auf dieser Erde. Gott, wir haben wirklich allen Grund zum Danke sagen und Mitfühlen.

2. Teil: Martin Frey

Liebe Gemeinde

Wie ging es Ihnen eben? Konnten Sie innerlich mitgehen und eines nach dem anderen weggeben und loslassen und dabei denken: Gut es geht auch mit etwas weniger? Oder kam einmal der Punkt, wo Sie dachten: Nein, also das jetzt nicht, die faulen Kartoffeln oder die Haferkörner aus dem Pferdemist, da ist Schluss.

Sind Sie da hängengeblieben? Oder war es eher, dass Sie gemerkt haben: Ich habe ja so viel. Zum Glück war das nur ein Gedankenexperiment, danke für all das, was ich haben darf.

Als die Israeliten aus Ägypten ausziehen konnten waren sie zuerst einmal recht zufrieden und dankbar, denn sie waren gerade aus Unterdrückung und Sklavenarbeit frei geworden. Sie hatten sogar von den Ägyptern viel mit auf den Weg mitbekommen. Bald aber zeigte sich, dass ihnen damit auch etwas weggenommen wurde. In der Schriftlesung haben wir gehört, dass sie Fleisch und Brot vermissten. An einer anderen Stelle in der Bibel wird es noch etwas ausführlicher beschreiben. Dort heisst es, dass die Israeliten sagten: In Ägypten hatten wir Fleisch, Fische, Gurken, Melonen, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch.

Sie hatten recht detailliert vor Augen, was sie verloren hatten. Es war nicht ganz so reich und vielfältig wie die Dekoration der Landfrauen hier in der Kirche, aber es war eben doch eine Menge, das nicht mehr da war. Und draussen in der Wüste wird es zum Problem, wenn nichts zu essen da ist. Es ist schwierig zu besorgen und das erst noch für ein so grosses Volk.

Da beginnen sie zu murren, zu motzen und auszurufen. Gott ist nicht glücklich mit dieser Form, eigentlich möchte er eine gute und liebende Beziehung zu seinem Volk und nicht dieses Fordern und Rebellieren, aber er versorgt sie mit der Nahrung, die sie brauchen. Ein grosser Wachtelschwarm, das sind so kleine Vögel, lässt sich beim Lager nieder und Manna fällt vom Himmel. Die Israeliten wussten erst nicht so recht was damit anfangen, mah na heisst übersetzt: „Was ist denn das?“. Aber es waren so kleine Körner, aus denen man dann Brot backen konnte.

Und diese Körner kamen von nun an täglich, aber am nächsten Tag waren sie dann schlecht geworden. Wenn man zu viel und auf Vorrat gesammelt hatte, konnte man sie nicht mehr brauchen. Nur am Freitag vor dem Sabbat fiel mehr und es hielt sich auch länger, so dass die Leute am Sabbat nicht sammeln mussten, sondern den Ruhetag geniessen konnten.

Da kann man sich fragen, warum macht Gott das so? Warum schickt er nicht gerade eine Wochenration? Er und die Israeliten hätten damit wohl weniger zu tun gehabt. Er hätte ja sogar gerade eine Monats- oder Jahresernte Manna geben können.

Es heisst hier Gott wollte sehen, ob sie auf ihn hören und damit auch, ob sie ihm glauben und ihm vertrauen. Und es gab die, die sich darauf verliessen, dass Gott am

nächsten Tag wieder genug hat für sie und es gab auch die anderen, die hamsterten und dann das über Nacht verdorbene Zeug aus den Gefäßen kratzen mussten.

Dazu ein Gedanken von jüdischer Seite her: Ein Rabbi wurde einmal gefragt, warum die Israeliten bei ihrem Zug durch die Wüste immer nur so viel Manna fanden, dass es für einen Tag reichte; warum kam nicht Manna für ein ganzes Jahr auf einmal herab? Der Rabbi antwortete ihnen in einem Gleichnis: „Ein König hatte einen Sohn. Er setzte ihm seinen Unterhalt für das ganze Jahr fest, und der Sohn begrüßte das Angesicht seines Vaters nur einmal im Jahr. Da machte sich der Vater auf und setzte den Unterhalt des Sohns für jeden Tag einzeln fest. Dafür begrüßte der Sohn das Angesicht seines Vaters von nun an täglich.“ Und der Rabbi fuhr fort: „Der Dank gerät leicht ins Vergessen, wenn er nicht täglich geübt wird.“

Gott geht es auch um die Beziehung, um die Beziehung mit uns. Er gibt gerne und er gibt auch gerne in Fülle und reichlich, das feiern wir an Erntedank und er gibt gerne oft. Jesus Christus hat das ins Unser Vater Gebet hineingenommen: Unser tägliches Brot gib uns heute. Dies gilt für das materielle, das wir lebensnotwendig brauchen, aber auch das geistig, geistliche. Jesus sagte: „Ich bin das Brot des Lebens, wer zu mir kommt muss nicht Hunger haben.“ Damit ist gerade auch unser innerer Hunger gemeint: Der Hunger nach Liebe, nach Geborgenheit, nach Wertschätzung und nach innerem Frieden. Wenn wir uns darauf einlassen, wir das in unser Herz hineinlassen, dass Gott für uns sorgen will und es gut mit uns meint, dann macht uns das frei, frei vom übertriebenen Sorgen, frei auch uns nur um uns drehen zu müssen. Vielleicht müssen wir dann etwas weniger WC-Papier oder Holz hamstern, vielleicht denken wir dann auch daran, dass es noch Leute um uns herum gibt, die das einerseits auch brauchen und andererseits auch einander aushelfen können, wenn man knapp dran ist. Wenn wir das beherzigen, dann kommt Freiheit, die Freiheit weiterzugeben aus dem eigenen Genug oder sogar Überfluss. Das Vertrauen auf einen Gott, der es mit mir und dem Nachbarn gut meint, macht uns freier und dankbarer und damit auch glücklicher und zufrieden.

Amen